

Paar unkontrollierte Tagebuchseiten

23.10. 2013

Ich gehe jetzt seit vielen Tagen durch den dunstigen frühen Herbstmorgen, wo mein Leben und meine ganze Zukunft auf eine feuchte, matt und dunkel leuchtende Art vor mir liegt. Und vor allen anderen auch. Man riecht die Zukunft in den leuchtenden Blättern, im modernden Laub, die Zukunft liegt unter dem Kastanienlaub. Ich rieche die Marronihäuschen. Seit so vielen Jahren bin ich jetzt in die Schweiz zurückgekommen. Und erst seit einigen Tagen weiß ich die Marronihäuschen zu schätzen. Hole mir ab und zu 100 Gramm heiße Marroni. Gehe in einen Schwarzweiss-Kinofilm, esse ganz langsam die Früchte. Oder ist es ein Gemüse? Ich sinke ganz langsam im Kinosessel zurück, hinein in mein Leben, hinein in die Arme aller Frauen die mich traurig und wild gemacht haben. Die mich so wild gemacht haben, dass ich jetzt stinke, wie ein Bär. Und ich strahle meinen wilden Gestank in die Kinoatmosphäre, stecke meine Nase in die warme Tüte mit Marroni. Die schmecken nicht stark, man muss ihnen beim Essen den Geschmack aus dem Leib ziehen. Aber wenn man ihnen ein bisschen Aufmerksamkeit schenkt, dann wird es ein kunterbuntes Geschmackserlebnis. Dann seufze ich und merke dass ich vor lauter Konzentration eine Weile kaum geatmet habe. Vorne auf der Leinwand erobere ich gerade ein hübsches Mädchen, die hat kurze, lockige Haare, einen Schönheitsfleck links vom Mund. Und es ist eine Tänzerin, die was kann! Während ich da im Sessel immer tiefer in mein Leben und meine Zukunft und meine Schmerzen hinein sinke, laufe ich auch außen durch die dunstigen im Morgenhauch des Herbstes daliegenden Strassen, fahre mit dem Fahrrad durch die Hohlwege, die

engen, steilen, gewundenen Sträßchen von St. Ilgen nach Betberg, Zunzingen, Seefeld, Müllheim, Buggingen, Heitersheim. Sitze im Zug und laufe vom Badischen Bahnhof rüber in die Schweiz, kaufe im kleinen Bahnhofscoop eine Packung Birnenweggli, laufe wieder rüber nach Deutschland aufs Gleis 9, von dort aus fahre ich mit dem Zug nach Basel SBB. Dort in Basel SBB schaue ich mir zum ersten Mal im Leben die älteren schweizerischen Männer an. Wie sie verhutzelt auf einer Bank vor dem Bahnhof im frühen Herbstmorgen sitzen und schwätzen, über ein Grundstück im Oberland, was sie noch umzäunen müssen, bevor der Winter kommt, mit der Drahtmaschine. Ich laufe weiter, gehe einfach immer weiter, als läge nur ein paar Meter entfernt ein Abgrund in den ich mich hineinstürzen könnte und ich glitte sanft in mein endgültiges Ende. Ein samtpfötchenweiches Ende, das mich umfasst, mich mit sanftem Katzenbiss am Genick hält und sinken lässt, sinken, bis ich vollständig aufgelöst bin. Und dann halte ich wieder ein warmes Marroni in der Hand, schäle es vorsichtig dem Ritz entlang aus der Schale, stecke es ganz in den Mund und lasse es dort eine Weile liegen, lasse es umspülen vom Speichel, lasse seinen Rücken wie einen Hügel an meinen Gaumen reichen, spüre wie mein Zäpfchen auf und ab wippt, wie ein Tormann, in Erwartung des Marronimatschs. Und vorne sieht man die Schatten auf der Lichtwand, die Bögen und Kanten im Gesicht der schönen Tänzerin, die Kurven und Ecken ihres Körpers wenn sie geht oder tanzt oder mit einer Drehung ihres ganzen Körpers mir den Mund zum Kuss bietet. Der schmeckt herb, nach den Blättern, nach Laub, nach süßem Mund, nach ihrem Atem, und ein bisschen schmeckt er auch nach mir. Meine Zunge sinkt durch ihren Mund hinab, immer tiefer in sie hinein, bis meine Zunge ganz mit ihr zusammengeschmolzen ist. Bis meine Zunge zwanzig-dreissig Meter hinab in die schöne Tänzerin

reicht, wie eine Angelschnur mit Köder und Senkblei, für einen großen Fisch, einen Marlin. Und dort tief in der Tänzerin drin löst sich meine Zunge auf und wird ein Stück von ihr. Für immer bin ich dann in ihr drin. Kann auch beim besten Willen nicht mehr zurück. Aber sitze dort im Sessel und schaue und esse und kaue und laufe durch den herbstlichen Morgen über die Grenze von Deutschland in die Schweiz, durch Basel, ins Basel hinein, zum Barfüsserplatz, in die Leonhardstrasse, zur Musikhochschule.

27.10. 2013

Ich komme mit Herta Müller aus ihrem Buch mit dem König der sich verneigt und tötet und aus dem Land ihrer Kindheit in der Diktatur, die in ihrem fassbaren Schrecken immer kurz vor dem Verherrlichtwerden steht. Oft denke ich: Aber Herta Müller, das habe ich doch alles auch erlebt. Bei mir war es nur nicht so aufregend, nicht so endgültig. Ich musste mir den vollstreckten, den vollzogenen Tod immer nur vorstellen. Und als ich dann bei einem Verkehrsunfall im Dorf wirklich mal eine Tote sah, eine tote Radfahrerin, machten wir alle gleich einen Spaziergang mit der ganzen Familie, sogar der muffige Vater wurde da unternehmungslustig und wir wurden fündig, in den kleinen Steinchen, dem Sand am Straßenrand und dem Breitwegerichblatt, dort hatte sich das Blut hineingezogen. Endlich. Endlich war hier Blut sichtbar, Blut eines toten Menschen. Das war eine Erleichterung. Genauso wie es bei Herta Müller für mich jedes Mal eine Erleichterung ist, wenn die Toten auftauchen, die Leichenteile von Hundeschnauzen durch den Park getragen werden, die Morddrohungen nicht nur in der Luft liegen,

sondern auch vollzogen werden, das Messer unter Mörders Mantel nicht nur imaginär blitzt, sondern auch gezückt wird, sticht, durchbohrt und noch mal sticht, bis das Leben genommen ist. Das macht die Kindheit von Herta Müller reich und so farbenkräftig, so märchenhaft bunt und zerstreut. Das was in meinem Leben, in meiner Kindheit latent als Angst vorhanden war, und alles durcheinander gebracht hat, weil meine Mutter keine Mörderin sein durfte, weil mein Vater kein Henkersknecht sein durfte, weil mein Klassenlehrer kein Ceausescu sein durfte, weil die Mädchen in meiner Klasse mit ihren reizenden Düften und den wachsenden Brüsten keine Engel der Angst und Verkünder der Sehnsucht nach Elend und Sturz sein durften, weil der schwarze Hund in der Familie der Ruhepol war, weil der nicht sprechen konnte, und ich folglich keine Angst vor ihm haben musste, weil ich Angst vor der Sprache selbst hatte, Angst immer nur dort habe, wo gesprochen wird, weil dieses Durcheinander, das es ohne Sprache gar nicht gibt, bei Herta Müller so mörderisch klar und scharf gefasst ist und bei mir auf halber Strecke zwischen Sprache und mir aufgegeben werden muss, oder sich verliert, irgendwo versickert, wie Blut, das unsichtbar bleibt. Wenn Herta Müller in einer Diktatur aufgewachsen ist, dann bin ich es auch. Obwohl es bei mir kein Dorf mit Geheimpolizei war, sondern eine Waldorfschule. Kein Diktator, sondern ein Lehrer, der im vorigen Leben in der Wirtschaft tätig gewesen war und dort - in grauer Vorzeit - wohl so seine Erfahrungen gemacht hat. Obwohl meine Mutter, obwohl mein Vater, obwohl meine Geschwister, obwohl meine Freunde nicht meine Freunde waren. Obwohl ich gar keinen Vater, gar keine Mutter, gar keine Freunde und Geschwister hatte. Weil mein Vater weggegangen war und man mir sagte: Er ist gar nicht weggegangen. Und obwohl er weg war habe ich das irgendwie geglaubt: Er ist gar nicht weggegangen.

Denn ein Vater kann gar nicht weggehen. Er ist ja noch da, das spüre ich ja ganz deutlich und das zittert in jedem Halm auf der Wiese, ich schmecke den Vater im Honigbrot mit Butter, beides auf dem Teller ineinander vermischt, und dann erst aufs Brot geschmiert, so wie er es auf englische Art gemacht hat, ich schmecke den Vater im Kuss meiner Mutter, der sich verändert hat, seit er weg ist. Ich spüre den Verlust des Vaters dann später am stärksten in den Schulkameraden. Nichts wünsche ich mir sehnlicher als einen Schulkamerad. Ein richtiger Freund könnte den Verlust des Vaters lindern. Und dieser Wunsch steht immer zwischen mir und jeder männlichen Bezugsperson. Ich finde keinen Freund, und wenn ich einen finde, dann verlässt er mich sehr bald wieder. Wie ein Bräutigam, der seine Braut kurz vor der Heirat verlässt und in den Krieg zieht. Als eine solche Braut sitze ich noch immer da. Sitze ich noch immer unbefruchtet auf meinen Eierstöcken und weiß nicht dass ich traurig bin, weiß nicht dass ich seit meiner Kindheit um meinen Vater weine, weil der ja nicht weg ist, sondern nicht weg sein kann. Er ist ja ganz nah! Aber von den Schulkameraden werde ich als einer der ganz wenigen so gut wie nie zu einem Geburtstag nachhause eingeladen. Was ja den Pegel der Beliebtheit, der Akzeptanz und damit der Anwesenheit in einer Klasse überhaupt erst lesbar macht. Drei Einladungen pro Jahr zu einem Geburtstag (ist der Mindesteinsatz für die Einbürgerung in die Klasse) mit Topfschlagen und Spaghetti Bolognese und aufgeregtem Mutterhuhn, das alles so macht wie das Kind es sich wünscht, nämlich so dass die geladenen Kinder sich wohl fühlen und in eine festliche Stimmung versetzt werden, und man miteinander redet und sich kennenlernt und sich befreundet und sich aneinander gewöhnt und abmacht dass man sich beim eigenen Geburtstag, das ist schon im Juli, das ist schon ganz bald, dann

lade ich dich auch ein. Ich wurde als einziger keinmal pro Jahr zum Geburtstag eingeladen. Und, wenn ich selbst Geburtstag hatte, lud ich gleich fast die ganze Klasse ein. Was zur Folge hatte dass so gut wie niemand kam. Ich war der einzige in der Klasse der es hinkriegte auf seinem Geburtstag und seiner Geburtstagstorte, dem kalten Hund, auf den Süßigkeiten in dem großen goldenen Koffer, dem Schatz der Schnitzeljagd, sitzen zu bleiben. Weil nur drei versprengte Kinder aus meiner Klasse gekommen sind, denen jetzt langweilig ist, die am Tisch zwischen den vielen bunten Servietten (den vielen noch eingeringelten bunten Luftschlangen) und Namensschildchen sitzen ohne Kind, das sich mit der Serviette den Mund abwischt oder den Namen auf seinem Schildchen trägt und denen diese Löcher, die von irgendwoher in diesen Geburtstag gesprengt worden sind, unheimlich sind. Ich war der einzige der zum Geburtstag einen Pechkuchen geschenkt bekam, ein Pech-Erdbeertörtchen, einen Pechsalat. Deswegen denke ich Herta Müller schreibt keine Bücher über Gewalt und Diktatur, sondern über Kindheit und Familie an sich. So wie sich sonst kaum jemand wagt es zu fassen. Weil sich kaum jemand wagt zu verstehen wie durchtränkt unsere Leben, unsere Herzen, Lebern und Nieren, unsere Geschlechtsorgane, innen und außen, in echt und in der Phantasie, unsere Hände und das was unsere Hände tun und tun können, unsere Blicke und das was sie fassen können, unsere Füße und der Boden, zu dem sie uns tragen und von dem sie getragen werden, wie sehr das alles durchtränkt ist, von den Erfahrungen, die uns geboten werden, bevor wir wissen, dass wir sie machen. Und die Frage, die Herta Müller mir mit solcher Eindringlichkeit stellt, lautet: Machst du Erfahrungen? Sodass ich während ich das Buch lese und gerade mit dem Zug in Weil am Rhein halte, und einem jungen Mann drei Sitze vor mir zuhöre, der von

Gesellschaft redet, von Kälte, von der Möglichkeit Giftwaffen zu produzieren, man muss nur die Chemikalien zusammenschütten, einfach wie ein Marmor-Kuchenrezept und sehr leicht hinterher wieder zu vertuschen, da diese Stoffe sich nach kurzer Zeit in viel harmlosere Bestandteile auflösen, wie er da in messerscharfer, sezierender Sprache von Gesellschaft und der Möglichkeit sie in die Luft zu sprengen redet, stehe ich am Ende mit klopfendem Herz auf, gehe zu ihm und sage: Ich möchte dass du dich schützt, ich möchte dass du deine Verantwortung übernimmst. Wie heißt du! Schreibst du? Schreib Artikel! Such dir Schutzbunker! Geh zur Uni! Lies! Gib deiner Wut, die du hast, eine Form und eine Richtung! Dekonstruiere! Und er antwortet: Studierst du Philosophie, wer ist Herta Müller? Und sein Vater und die Schwester nehmen sofort höflich Abstand um die diplomatische Verhandlung nicht zu stören und mit diesem komischen versprengten Weltkriegs/Friedenstrüppchen laufen wir ein paar Jahrzehnte verspätet über die Grenze in die Schweiz (im Zollhäuschen wischt eine dicke schwarze Frau den Boden), wo ich nur kurz zum Geldautomat wollte, weil mein Anschlusszug nach Biel erst in 20 Minuten geht, und ich wollte sehen ob meine Kreditkarte, deren Bargeldlimite in der Schweiz überzogen ist, mir in Deutschland noch etwas gibt, weil ich möchte meinen Vater in Freiburg im Breisgau nächste Woche zum Essen einladen. Aber dann merke ich dass ich etwas verwechselt habe, ich bin grade von Deutschland in die Schweiz gegangen und nicht andersherum und der Bankomat will mir kein Geld geben. Nicht: Auch hier nicht, sondern: Hier nicht, wie gestern auch schon. Ich sage zur Volks- und Raiffeisenbank: Das nehme ich dir persönlich!

Luke Wilkins